Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 10 (1916)
Heft: 4

Artikel: Der Vater der Vaterlosen [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-923082

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Unterhaltung

Der Vater der Vaterlosen.

(Fortsetzung.)

In diesem Moment geschah, von niemand gesehen, ein Wunder Gottes, wie er hie und da welche sendet, oft zu Zeiten, wo wir Menschen gar nichts davon ahnen oder merken. Jim Jarvis war das Mittel dazu gewesen, und das Wunder vollzog sich in der Seele seines Begleiters, der, von Erbarmen überwältigt, sein Leben, seine Kraft und sein Geld, seine Zukunft, kurz alles, was er hatte und war, auf einmal an diese elf Unglücklichen und an die ähnlich leidenden Kinder der Großstadt verschenkte. — „Nein, solches Elend darf einfach nicht sein," sagte er sich, als er einige Minuten später mit dem kleinen Jim einer warmen Wohnung und molligen Betten entgegenging.

Der junge Student war ein ganzer Mann. Was er einmal beschlossen hatte, das mußte auch geschehen, und schon in dieser denkwürdigen Nacht sann er darauf, wie er Mittel und Wege finden könnte, um die verlorenen Kinder der Großstadt, die sogenannten „Straßenaraber", aufzunehmen und zu erziehen. Ja, er tat noch mehr. Während dieser langen Stunden betete er, mit Gott ringend, für das Aufhören solchen Leids, flehentlich bittend, daß er selbst der Erkorene werden möchte, dafür Hilfe zu bringen. „Ich muß der Vater der Vaterlosen werden," wiederholte er immer wieder, „o Gott, ich kann es nicht tun, du segnest mich denn!"

Als der Morgen graute, der späte, trübe Londonermorgen, da hatte der Mann gesiegt. Gottes Geist hatte sich zu ihm bekannt, und von da ab lebte er bis zu seinem Tode nur die für in der Wüste der Weltstadt verlorenen Kinder.

Nun hieß es aber die Arbeit beginnen, und Jim Jarvis, der überglückliche Jim, in sauberen, warmen Kleidern herausgeputzt und mit einem auch ganz neuen, sonnigen Lächeln auf seinem immer noch farblosen Gesichtchen, sollte selbstverständlich der erste Sohn des Vaters Barnardo sein. Noch aber galt es das zu verschaffen, ohne was auf Erden nichts ausgerichtet werden kann: Geld. Wie sollte es nur gewonnen, erworben werden? Der junge Student tat, was er für das Beste hielt. Mit warmen, herzbewegenden Worten brachte er sein Erlebnis mit Jim in die Zeitungen. Es wurde gelesen und drang tief in die Gewissen ein.

Kurze Zeit darauf befand sich Barnardo eines Nachmittags zufällig in einer großen öffentlichen Versammlung, als zu seinem unendlichen Erstaunen der Leiter derselben, mit dem er oberflächlich bekannt und der ihn unter den Zuhörern gesehen hatte, die Worte sagte: „Ein junger Freund, der im Osten Londons arbeitet, wird uns jetzt einige seiner Erfahrungen berichten."

Wer beschreibt Barnardos Gefühle? Öffentlich reden, vor Hunderten und Tausenden, ist niemals eine leichte Sache, aber es zu tun zum allerersten Male im Leben, ohne jede Vorbereitung, ohne es auch nur vorher geahnt zu haben, ist eine schwere Aufgabe. Barnardo aber war so voll von Mitleid für die armen kleinen elternlosen Londoner Kinder, die Tag und Nacht ohne Liebe, ohne Fürsorge, ohne Heim einsam in den Straßen umherirrten, daß er durch eine ergreifende Rede alle Zuhörer erschütterte. „In der Tat, es darf nicht so bleiben," sagten sie untereinander, als sie aus der großen Halle hinausgingen.

Gestern noch ganz unbekannt, war heute Thomas Barnardo eine geachtete Persönlichkeit geworden, und er erhielt zwei Tage darauf eine Einladung zum Essen bei Lord Shaftesbury, einem der bedeutendsten Staatsmänner Englands und zugleich einem der frömmsten und besten Menschen, die es je gegeben hat. „Nun erzählen Sie von Ihren armen Schützlingen," hieß es bei Tisch, und der Student tat es, wiederum so warm und innig, daß die Anwesenden ausriefen: „Laßt uns hinaus in die Straßen gehen und selber nach solchen kleinen Verlassenen suchen."

Es wurden Droschken bestellt, und all die Herren fuhren in ihren eleganten Dîneranzügen nach dem elendsten Teile der ungeheuren Stadt, dorthin, wo die Luft schlecht ist und wo das Straßenpflaster von Schmutz strotzt. Es sah merkwürdig aus, als diese feinen Herren unter Barnardos Führung überall in den schmutzigsten Ecken herumstöberten, um schlafende kleine Straßenaraber zu finden. Doch zuerst konnte auch diesmal wieder keiner entdeckt werden. Die Menschenfreunde ließen nichts ununtersucht, keinen schmutzigen Hof, kein verfallenes Haus, keinen Brückenpfeiler, aber nirgends war auch nur ein einziges Kind zu erblicken.

Barnardo fing an ganz verlegen zu werden, und mancher von den Herren meinte wohl, daß der junge Student übertrieben hätte. Da änderte sich auf einmal die Sache ganz und gar. Ein

Polizist nämlich, der den Mißerfolg der kleinen Gesellschaft bei ihrem Rundgang sah, blieb stehen und bemerkte trocken: „Die Krabben werden sich schon zeigen, wenn Sie ihnen nur eine Kupfermünze anbieten.“ Das verstand Lord Shaftesbury, und er schrie mit lauter Stimme in die kalte, stille Winterluft hinein:

„Half a penny (fünf Pfennige) dem Buben, der hierher kommen will, die Münze zu holen.“

Da wurde es zu der Herren maßlosem Erstaunen in der schmutzigen Straße lebendig. Aus halbverfaulten Fässern und fortgeworfenen, zerbrochenen Kisten, welche ganz in der Nähe einen großen Haufen bildeten, fingen Jungen an herauszukriechen, vier, sechs, zehn, zwanzig, immer neue, bis zuletzt dreiundsiebzig elende, unglückliche und verhungerte Knaben zusammengedrängt vor den verwunderten vornehmen Herren standen! Wahrlich, ein ganzes Heer von bleichem Leid, von unsagbarer Trostlosigkeit!

„O, wollte Gott geben,“ rief Barnardo aus, „daß ich nie wieder in meinem Leben Ähnliches erblicken möchte, das ist zuviel, zuviel des Jammers!“

„Könnten wir ihnen nicht wenigstens jetzt zu essen geben,“ fragte Lord Shaftesbury, der bis ins Innerste bewegt die elende Schar anschaute.

„Gewiß,“ erwiderte schnell Barnardo, „ich kenne eine Kaffeehalle, gar nicht weit von hier, die die ganze Nacht offen bleibt. Der Wirt, Dick Fischer, wird gewiß die Jungen laben können.“

Dies wurde ihnen verkündet, worauf sie nach englischer Art ein Hoch auszubringen versuchten, das aber kläglich ausfiel. Sie waren zu entkräftet. Als sie aber in Dick Fischers heller, gemütlicher Kaffeehalle saßen, ein jeder vor einer runden Tasse heißen Kaffees, mit so viel Butterbroten, wie sie nur vertilgen konnten, da kam wieder neues Leben in die Schar. Und als ein jeder noch dazu seine versprochenen fünf Pfennige erhielt aus dem Geldkasten des Wirts, der dazu den Herren, die natürlich nicht dreiundsiebzig einzelne Stücke bei sich hatten, ein größeres Geldstück umwechseln mußte, da war des Jubels gar kein Ende. Zu Tränen gerührt standen Barnardo und seine Begleiter da. Brauchte es wirklich so wenig, um so viel Freude zu bereiten?

In den nächsten Tagen wurde die Gründung eines Heims für verlassene Kinder beschlossen.

Eine kleine Geldgabe hatte damals Barnardo schon in Händen, eine lächerlich kleine, welche aber der erste Anfang gewesen ist zu mehr als sechzig Millionen Mark, die ihm nachher für die verlassensten Kinder Londons zur Verfügung gestellt wurden! Er hatte sie auf folgende Weise erhalten: An dem Tage, da er so unerwartet aufgefordert worden war, öffentlich über die kleinen Straßenaraber zu sprechen, kam nachher ein ganz junges, schüchtern aussehendes Dienstmädchen zu ihm. Sie war unter den Zuhörern gewesen.

„Dürfte ich Ihnen dies für Ihre Kinder schenken, mein Herr?“ fragte sie demütig. „Es ist alles, was ich von meinem kleinen Lohn habe erübrigen können. Ich wollte es der Mission geben, aber nun ich Sie gehört habe, möchte ich lieber, daß Sie es nehmen.“ Damit reichte sie ihm ein kleines, sorgfältig verschnürtes Päckchen. „Ich war nicht wenig verlegen,“ erzählt Dr. Barnardo darüber in seinem Tagebuch; „dies war das erste öffentliche Geld, das ich erhielt. Ich fühlte, wie rot mein Gesicht wurde. Sollte ich diese Gabe nehmen, war es recht? Durfte ich sie abschlagen? Es wäre unliebenswürdig gewesen. Ich hatte schon Jim Jarvis und ein paar Jungen zu mir genommen, die Ausgaben hatte ich aber selber gedeckt oder sie waren von meinen Studentenfreunden bezahlt worden. Dies aber war etwas ganz anderes. In meiner Ratlosigkeit nahm ich das kleine Paket in die Hand und dankte dem Dienstmädchen mit mindestens eben so viel linkischer Schüchternheit meinerseits, als sie ihrerseits beim Schenken gezeigt hatte. Nie wieder hörte ich von ihr in meinem späteren Leben, — und doch hatte ihre Gabe viel für mich bedeutet. — Zu Hause angelangt, öffnete ich das Päckchen. Es enthielt neunundsechzig Pfennige in lauter ganz kleinen Kupfermünzen. Fast ehrerbietig berührte ich sie mit meinen Fingern, bevor ich sie in ein besonderes Schubfach meines Schreibtisches wegschloß. Es bedeutete eine Botschaft Gottes, dieses kleine, demütige Almosen, das der Anfang von so Großem war. Christus selber schätzte es gewiß eben so hoch wie das Scherflein der Witwe im Evangelium. Sie hat mehr gegeben als viele. Wahrlich, Gott allein weiß, welche Gabe groß und welche klein ist. Sein Maß ist nicht das unsere, es ist aber das einzig rechte Maß.“

Nun begann die Arbeit, zuerst ganz klein, dann aber wuchs und vermehrte sie sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Jahr zu Jahr. Denn die elenden Kinderchen schienen wie die Pilze aus der Erde zu wachsen, und Barnardo nahm alle auf, denen es wirklich nötig war, selbst wenn er nicht wußte, wo das Geld für ihren Unterhalt herkommen sollte. „Der Herr will doch nicht, daß ich eins dieser Kleinen

verhungern lasse," sagte er zuversichtlich; „er wird mir schon das schicken, was ich für sie brauche." Und das Geld kam, oft ebenso wunderbar wie das Brot bei der Speisung der Fünftausend. Wir könnten Hunderte von Beispielen erzählen, es sei aber mit zweien genug.

Am Anfang eines strengen Winters, etwa im fünften Jahre der Arbeit, fehlte es einst an wollenen Decken. Das war eine unvorhergesehene besondere Ausgabe, und Barnardo besaß nicht die 2500 Mark, die dazu notwendig gewesen wären. „Herr, meine Kinderchen frieren in ihren kleinen Betten, du siehst es ja, und du wirst es nicht dulden; ich erwarte von dir die warmen Decken, die notwendig sind," betete er immerfort, während dreier Tage! Und als nichts kam, begab er sich ruhig in ein großes Geschäft Londons und wählte aus, was ihm notwendig erschien, ohne es jedoch zu kaufen, denn er wollte keine Schulden machen. Das Herz tat ihm weh, wenn er der frierenden Kleinen gedachte, er glaubte aber zuversichtlich, daß seines göttlichen Vaters Herz sich noch viel erbarmungsvoller sorgte.

Am nächsten Morgen kam ein Brief an, genau die Summe enthaltend, die notwendig war, und darin lag ein Zettel mit dem Bemerken, daß dieses Geld für die Decken zu verwerten sei, welche der besonders strenge Winter gewiß erforderlich mache. Mit niemand als mit Gott hatte Barnardo von seiner Kinder Not gesprochen. War das nicht eine Antwort von oben?

Ein anderes Mal, zu Anfang des Sommers, zu einer Zeit, wo die Gaben gewöhnlich spärlicher einlaufen, war große Ebbe in den Kassen; und doch mußten tagtäglich die Bedürfnisse, die damals schon fast 4000 Mark in 24 Stunden erforderten, gedeckt werden. Wie sollte dies aber geschehen? Der Anstaltsleiter war in großer Sorge, und doch vertraute er blindlings dem reichen himmlischen Herrn, der alles Silber und alles Gold regiert, und er betete zu ihm ohne Unterlaß, zusammen mit den vortrefflichen Mitarbeitern, die ihm auch aus eben dieses Vaters Hand geschenkt worden waren.

Eine Zeitlang kam keine Erhörung. Dann erschien gegen Ende Mai, als der Doktor eines Nachmittags ganz außerordentlich beschäftigt war und vergeblich versucht hatte, ein paar stille Minuten zu finden, um wichtige Briefe zu erledigen, unter den vielen Menschen, die immerfort in den Anstalten ein und ausgingen, eine ältere, fast ärmlich aussehende Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Lebensart oder: Anstandslehre.

Von Eugen Sutermeister.

(Schluß.)

4. Nun **vom Grüßen.** Das ist ein Thema, das manchem Taubstummen ganz unbekannt zu sein scheint. Es gibt so viele unhöfliche Taubstumme, die nie oder selten den Hut abnehmen, als ob er ihnen fest am Kopf angewachsen wäre. Sie tun oft mit Höherstehenden viel zu freundschaftlich, zu kameradschaftlich. Es gibt aber Stufen im Gesellschaftsleben, Stufen in der äußern Lebensstellung. Z. B. der Meister steht über dem Gesellen, der Geselle über dem Lehrling, der Bauer über dem Knecht, der Lehrer über dem Schüler, der Pfarrer über seinen Pflegebefohlenen, der Professor über dem Studenten, der Hausvater über den Anstaltsinsaßen usw. Wenn Ordnung in der Welt sein soll, so müssen diese verschiedenen Stufen auch äußerlich zum Ausdruck kommen.

Es ist z. B. Regel, daß die Jungen die Alten zuerst grüßen, die Herren die Damen zuerst, der Lehrling oder Geselle den Meister usw. Das Grüßen geschieht draußen durch Abnehmen des Hutes. Auch wenn Vorgesetzte, Höhergestellte uns nicht grüßen, so ist es doch Pflicht, ihnen die Achtung zu bezeugen durch höfliches Lüpfen des Hutes. Man grüße nie mit der Zigarre im Mund, sondern nehme sie in die eine Hand, während man mit der andern Hand den Hut abnimmt. Höherstehende grüßt man nicht von weitem, das wäre zu kameradschaftlich; und die Frauen, auch die taubstummen, grüße man in anständiger, nicht allzuvertraulicher Weise. Ueberhaupt sollten die Taubstummen auch einander mehr grüßen, um sich gegenseitig zur Höflichkeit zu erziehen und sich diese Tugend auch gegenüber den Vollsinnigen anzugewöhnen.

5. **Auf Besuch.** Auch von richtigem Besuch hat mancher Taubstumme keine Ahnung. Hier ist daher Belehrung besonders notwendig.

Wenn man in einem fremden Haus einen Besuch machen will oder einen Geschäftsgang, so ziehe man sich sauber an. Und dann gehe man zu einer **richtigen** Zeit. Z. B. darf man keinen Besuch machen, wenn die Leute am Essen sind, auch nicht am frühen Morgen oder am späten Abend. Es ist vorgekommen, daß Taubstumme uns um zehn Uhr abends besuchen wollten ohne zwingenden Grund, bloß zum Schwatzen, ferner, daß Taubstumme beim Eintreten ins Zimmer den Hut aufbehielten und